



Ich, Liebe, dich: warum Akademiker drei Worte hassen

In Filmen werden diese Worte oft als kitschig abgetan. Trotzdem spielen sie in der Realität offenbar immer noch eine große Rolle: „Ich liebe dich!“ Nun wurde diese Bekenntnisformel sogar mehr oder weniger wissenschaftlich untersucht, von der Online-Singlebörse ElitePartner. Die Befragung von mehr als 8.000 liierten Internetnutzern liefert die bahnbrechende Erkenntnis: Akademiker bringen die drei Worte seltener über die Lippen als Menschen ohne Hochschulabschluss.

Was sagt das über ihr Gefühlsleben? Sind sie zu rational für Emotionen? Solche Erklärungsversuche sind Quatsch. Schon allein, weil analytisches Denken keinesfalls tiefen Empfindungen widerspricht, auch wenn dieser Gegensatz immer wieder gern bemüht wird. Plausibler ist dagegen, dass Akademiker einen anderen Umgang mit der Liebe pflegen. Sie wird manchmal eben nicht direkt angesprochen, sondern anderweitig gezeitigt – sei es durch Komplimente, Blumen oder Geschenke. Auch durch diese kleinen Unterschiede zeigt sich das Bildungsbürgertum von anderen Schichten ab.

Vielleicht hat die Verweigerung des „Ich liebe dich“ aber einen rationalen Kern. Es gibt nämlich noch andere unglaubliche Zahlen, die die Umfrage ermittelte: 38 Prozent der Akademiker und 45 der Nicht-Akademiker erklären sich täglich ihre Liebe. Das muss man sich vorstellen: täglich! So etwas lässt sich doch nicht vernünftig begründen. Kann eine Beziehung stabil sein, wenn man sich jeden Tag vergewissern muss, dass noch alles in Ordnung ist? Eigentlich sollten doch die Handlungen Liebesbeweis genug sein: Wer viel gemeinsame Zeit verbringt, miteinander redet, sich gegenseitig hilft, braucht kein „Ich liebe dich“. Zumindest nicht täglich.

Zumal die Liebeserklärung dann schnell zum Ritual verkommt. Noch kurz gemurmelt, bevor man das Haus in Richtung Arbeit verlässt – aber auch so gemeint? Vielleicht ist die Liebe längst abgeklingen und es ist nur das starre Gehäuse der Gewohnheit? Oder es ist die Angst, mit einem Schweigen eine Beziehungskrise auszulösen, obwohl das Feuer der Liebe nur vorübergehend auf Sparflamme brennt. Wie auch immer: Der tägliche Liebeserklärung kann man nicht trauen. Man muss ihr aber auch nicht zwingend misstrauen. Kurz: Sie sagt wenig aus.

Offenbar ist sie aber zumindest ein guter Indikator für das Alter: Von den unter 30-Jährigen sagen doppelt so viele täglich „Ich liebe dich“ wie von den über 60-Jährigen. Vielleicht dienen die drei Worte nur der Vergewisserung, noch jung zu sein? *Felix Weidemann*



FOTO: BETTE LANGER/SHUTTERSTOCK ARCHIVES

Langer Marsch: Im „Lesbian Herstory Archives“ finden sich viele Demo-Bilder, wie hier von 1979 in New York

Wen man liebt

Geschichte Ein Archiv in Brooklyn verwahrt Nachlässe lesbischer Frauen und erzählt von ihrem dramatischen Coming-out in den 50ern

■ Rebecca Hoffmann

Die „Lesbian Herstory Archives“ liegen in der Nähe des Prospect Park in Brooklyn. Die Gebäude der Gegend stammen aus dem späten 19. Jahrhundert. Cafés, Bars, gepflegte Grünanlagen. Der Aufgeräumtheit der Verhältnisse widersetzt sich ein kleiner Garten in der 14. Straße, Haus Nummer 484. Hinter der Haustür geht der Widerstand gegen alles Geordnete weiter: Bücher, Papiere, Fahnen und Anstecker türmen sich in den Räumen, die auf ein Archiv im eigentlichen Sinn einer geordneten Sammlung verweist, ähnelt das Haus einem Dachbodenchaos.

In den aufgeschichteten Dokumenten finden sich Einsendungen aus der ganzen Welt, Lebensgeschichten von Hausfrauen, Prostituierten, Künstlerinnen. Und die Hinterlassenschaften des Gay Liberation Movement, aus dem das Archiv 1974 hervorging. Dazwischen haben Ehrenamtliche Inseln der Ordnung geschaffen. Es gibt Listen, die akribisch über die verwahrten Objekte geführt werden. Probleme der Inventarisierung stellen sich aber nicht nur durch Platzmangel, sondern auch angesichts der Verschiedenheit der Objekte. Die lückenhafte Katalogisierung lässt allerdings Raum für eigene Kartografierungen. Die Besucher des „Lesbian Herstory Archives“ können selbst graben.

Gegen die Familie

In einer der vielen Kisten mit ihren ungezählten Geschichten findet sich der Nachlass von Marge McDonald, einer Angestellten, die ihr Coming-out in den 50er Jahren in traurig-schönen Gedichten verarbeitete. Ihre Texte sind – neben einigen Video- und Tondokumenten aus Oral-History-Projekten – eine der wenigen Quellen, die einen unmittelbaren Eindruck vom lesbischen Leben in der US-amerikanischen Nachkriegsgesellschaft ermöglichen.

Nach ihrem Tod 1986 vermachte sie ihre Tagebücher und Gedichte zusammen mit Tausenden Platten und Büchern dem Archiv. Die Erbschaft fand aber nur in Teilen nach New York, weil die Familie gegen den testamentarischen Willen der Verstorbenen einen Teil der Aufzeichnungen, in denen

McDonald über ihre Liebe zu Frauen schrieb, vernichtete. Was von den bisher unveröffentlichten Manuskripten erhalten geblieben ist, erzählt die schwierige Suche einer jungen Frau nach ihrer Identität in einer Midwestern Town. McDonald lebte damals in Columbus im Bundesstaat Ohio.

In New York fanden damals die massenhaft produzierten „Pulps“ als Führer für junge Frauen Verwendung, die einen Zugang in die Lesbienzene suchten. Diese Groschenromane, die oft von Männern als erotisierende Lektüre für Heterosexuelle geschrieben wurden und holzschnittartige Bilder von Homosexualität produzierten, schilderten aber auch das einschlägige Barleben in Greenwich Village mitsamt den realen Treffpunkten.

Außerhalb New Yorks waren diese Hefte zwar auch erhältlich, aber die darin genannten Bars waren unerreichbar. Marge McDonald erzählt in ihrem Tagebuch, wie sie in ihrer Provinzstadt nach nächtelangem ergebnislosen Herumfahren schließlich doch noch eine Gay Bar findet. Weil sie sich allein nicht hineintraut, verabredet sie sich mit einer Freundin, die denkt, *It might be fun*, über die Begrüßung an der Bar – *Here are two new customers* – lacht, dann aber doch lieber das nächste Bier woanders trinken will.

McDonald kommt allein wieder. Sie beobachtet die anderen jungen Frauen, die lange Hosen, Hemden und keine Schminke tragen. In ihrem Erscheinungsbild liegt die erste, offen sichtbare Differenz zu den gut frisierten, weißen Mittelstandsmädchen. McDonald, allein und mit 23 Jahren so aufgeregt, dass sie in der Bar zunächst überhaupt niemanden anspricht, drückt sich unsicher herum. Die anderen Frauen vermuten zunächst, sie sei eine Polizistin. Trotzdem bleibt sie, bis die Bar sich leert, und beginnt schließlich doch eine Unterhaltung. Sie redet über Bücher und Musik. Später schreibt sie in ihr Tagebuch, sie habe darüber ganz vergessen, dass sie eine Homosexuelle und jetzt zum ersten Mal unter „Ihresgleichen“ sei.

Ihr Tagebucheintrag vom 31. März 1955 liest sich als Initiation. Das Exceptionelle, Unerhörte von Homosexualität in der damaligen Gesellschaft weicht für einen sel-

tenen Moment der Normalität, und McDonald findet Zugang zu einer Gemeinschaft Gleichgesinnter. Es folgt der erste Kuss mit einer Frau, einer Ex-Marinesoldatin.

Im selben Jahr beginnt McDonald, Gedichte zu schreiben. Ihre Verse sind eine poetische Annäherung an das gesellschaftlich Unerwünschte ihres Verlangens – und zugleich protokollieren sie ihre Versuche, die Zeichen der begehrten Anderen zu lesen. Sie entdeckt die lesbische Barszene, verliebt sich unglücklich und leidet unter Einsamkeit. Sie schreibt über Feiglinge, die flirten, aber wenn es ernst wird, weglafen. Oder über Liebesbriefe, die ihr verschrieben werden, dann aber nicht eintreffen.

Das lässt sich heilen

Das Gedicht *My Love is wrong* erzählt von der Unmöglichkeit, aussprechen zu können, wen man liebt, ohne sich damit sofort der gesellschaftlichen Achtung auszusetzen. In *Pale Purple* werden die Schwierigkeiten mit sozialen Erwartungen verhandelt: Während sich alle in Schwarz und Weiß kleiden, möchte das lyrische Ich Violett tragen, die Farbe der Frauenbewegung und Symbol für die Gleichstellung der Geschlechter. Aber Violett ist nicht die Farbe der Saison: *Pale Purple isn't right*, schreibt McDonald und drückt damit das Gefühl aus, verkehrt in ihrer eigenen Zeit zu sein.

Immer wieder schreibt sie über Verzweiflung und Einsamkeit, die sie sich manchmal selbst auferlegt, weil sie meint, für ihr Begehren büßen zu müssen. Es sind traurige Texte über verlorene Freundschaften und Alleinsein, in denen der Gemütszustand der Autorin auch den zeitlichen und räumlichen Markierungen zu entnehmen ist, die sie den Gedichten beifügt: *A lost Night endet mit Sunday – while drunk, Syracuse, New York*. Das Gedicht *My Roommate Marge* lässt sich als Betrachtung ihrer eigenen Fassade lesen. Außerlich angepasst an gesellschaftliche Konventionen, ist nur einigen seltenen Gesten zu entnehmen, dass sie nur vorgibt, ein gewöhnliches Bürgermädchen zu sein.

Wenn einige ihrer Gedichte auch auf allgemeinen-universeller Ebene die Unsicherheit Verliebter verhandelt, erwähnt McDonald doch immer wieder die Schwierigkeit, in einer Nachkriegskleinstadt der 50er, zwischen Petticoat und Perlon, Räume zu finden, in denen sich eine gleichgeschlechtliche Beziehung leben lässt.

Karrieren lassen sich mit einer offen homosexuellen Beziehung noch lange Zeit nicht aufbauen, selbst Hollywoodstars legen sich den gesellschaftlichen Konventionen entsprechende passende Partner als Fassade zu – wie Rock Hudson, der zum Gefallen von Fans und Studiobossen die lesbische Sekretärin des Agenten heiratete.

Damals eine Gay Bar außerhalb von New York zu finden war ein Kunststück

ANZEIGE

Gender-Ungleichheiten und ihre Folgen

Wie arbeiten und wirtschaften wir weiter?

2. Gender Studies Tagung des DIW Berlin
in Kooperation mit der Friedrich-Ebert-Stiftung

Veranstaltungsort: Friedrich-Ebert-Stiftung
Hiroshimastraße 17, 10785 Berlin

25. September 2014
www.diw.de/gendertagung2014

DIW BERLIN
FRIEDRICH EBERT STIFTUNG
Forum Politik und Gesellschaft